

Das „Große Hier“ und das „Lange Jetzt“

Brian Eno

Im Jahr 1978 war ich von einer reichen Bekannten in New York zu einer House Warming Party eingeladen. Als mein Taxi sich über eine Straße mit immer mehr Schlaglöchern dahinwälzte, begann ich zu zweifeln, ob das die richtige Adresse sei. Schließlich hielt es am Eingang eines düster und abweisend aussehenden Industriegebäudes. Auf den Treppenstufen lagen zwei besoffene Penner, sonst nirgendwo ein Lebenszeichen auf der ganzen Straße.

„Ich glaube, Sie haben sich in der Adresse geirrt“, sagte ich zum Taxifahrer. Aber da hörte ich schon die Stimme meiner Freundin: „Oberster Stock!“ und – da ich ihren Humor kannte und vermutete, dass das ein Scherz sein sollte – drückte ich lachend auf den Knopf. Der Aufzug kletterte langsam und quietschend in die Höhe, ich stieg aus und – betrat einen Millionärspalast. Der Kontrast zu dem übrigen Gebäude und der ganzen Straße hätte nicht krasser sein können.

Ich konnte nicht verstehen, warum jemand so viel Geld in den Ausbau einer so luxuriösen Wohnung in einer derartigen Nachbarschaft steckt. Später fragte ich die Gastgeberin: „Gefällt es dir hier?“ „Es ist der beste Ort von allen, an denen ich bisher gelebt habe“, war ihre Antwort. „Aber wie ist es mit der Nachbarschaft?“ „Ach, die Nachbarschaft, die ist außerhalb“, gab sie lachend zur Antwort.

Dieses Erlebnis ist mir geblieben, und ich frage mich: Wie kann jemand so blind für seine Umgebung leben? Wie kann man sich den Ort, an dem man lebt, als so völlig isoliert von der Umgebung vorstellen? – Ich finde, dass das sehr bezeichnend für New York ist, und ich nenne dies das „Kleine Hier“. Ich wurde mir bewusst, dass ich – wie anderer Europäer auch – gewohnt bin, in einem größeren Hier zu leben. Die für diese Stadt typische Einstellung zum Raum geht parallel mit einer ähnlichen Einstellung der Zeit gegenüber. Alles ist aufregend, schnell, fließend und flüchtig. Riesige Gebäude kommen und gehen, Karrieren steigen kometengleich auf und stürzen innerhalb einiger Wochen ab. Du hast kaum jemals das Gefühl, dass irgendjemand mehr als zwei Jahre vorausdenkt, noch viel weniger zehn oder hundert Jahre. Alle sind ständig am Weiterhasten. Das hat etwas sehr Lebendiges, aber die Kehrseite davon ist, dass es selbstsüchtig, unverantwortlich und gefährlich ist. Ich fing an, dies als das „Kurze Jetzt“ zu bezeichnen, das heißt aber auch, dass es ein „Langes Jetzt“ gibt.

„Jetzt“ ist niemals nur ein Moment. Das „Lange Jetzt“ heißt anzuerkennen, dass jeder einzelne Moment aus einem vorhergehenden entspringt und den nächsten Moment schon in sich trägt. Je länger dein Jetzt ist, desto mehr Vergangenheit und desto mehr Zukunft ist darin enthalten. Es ist eine Ironie der Geschichte, dass in einer Zeit, in der die Menschheit einen Höhepunkt an technischen Möglichkeiten erreicht hat und global gewaltige Änderungen bewirkt, fast alle unsere gesellschaftlichen Einrichtungen auf ein möglichst kurzes Jetzt hinzielen. Große Industrieunternehmen sind unter Druck nur auf ein gutes Jahresergebnis und die nächste Aktionärsversammlung hin zu planen. Politiker fühlen sich gezwungen, sich nach Meinungsumfragen zu richten.

Die öffentlichen Medien erreichen mehr Leser oder bessere Einschaltquoten, indem sie Geschichten von rein menschlichem Interesse oder bloßen Klatsch bringen und längerfristig wichtige Fragen und Anliegen von wirklicher Dringlichkeit übergehen.

In der Zwischenzeit plagen wir uns, unseren Weg in einer Atmosphäre utopischer Versprechen und vermuteter Gefahren zu finden, das heißt: Wir bewegen uns in einem mit Schatzkisten gespickten Minenfeld. Wir haben eine Zukunft vor uns, in der alles Mögliche und Unmögliches passieren kann. Werden wir von der globalen Erwärmung, Atomwaffen oder Artenschwund zugrunde gerichtet oder durch die Raumfahrt, eine Weltregierung oder durch Computer in Molekülgröße gerettet? Am liebsten denken wir gar nicht daran; und dies ist unsere ganz eigene Art von Selbstsucht: eine eingetübte Missachtung der Zukunft. Der erstaunliche Erfolg unserer technischen Errungenschaften hat uns selbstgefällig gemacht: Wir erwarten, dass wahrscheinlich doch alles besser wird.

Aber eigentlich haben wir keinen Grund, das zu glauben. Möglicherweise leben wir in der letzten vergoldeten Blase einer großen Zivilisation, die dabei ist, in ein neues dunkles Zeitalter zu stürzen, das in Anbetracht unserer enormen und weitverbreiteten destruktiven Möglichkeiten tatsächlich sehr dunkel werden könnte. Wenn wir zu einer halbwegs erträglichen Zukunft beitragen wollen, müssen wir zu einer inneren Haltung kommen, in der wir es für inakzeptabel – wenn nicht schlichtweg für barbarisch – halten, rücksichtslos gegenüber unseren Nachkommen zu handeln. Derartige Änderungen gesellschaftlicher Sichtweisen sind durchaus möglich: Vor nicht allzu langer Zeit wurde Sklaverei akzeptiert, eine Sichtweise, die die meisten von uns heutzutage ungeheuerlich finden. Damals sah man Sklaven nicht als Mitmenschen an und hatte deshalb keinerlei Mitgefühl für sie. Dies änderte sich, als wir – womöglich durch die Schönheit ihrer Musik – begannen, sie als Menschen wahrzunehmen, und es dadurch unmöglich wurde, ihr Leben derartig einzuschränken, nur damit das unsere freier sein konnte. Das fühlte sich einfach nicht mehr richtig an.

Eine ähnliche Änderung fand statt, als wir aufhörten, Kinder in Bergwerken arbeiten zu lassen, oder als Frauen ein Stimmrecht erhielten. Heute sehen wir Menschen als Mitmenschen an, die für unsere Vorfahren Wilde gewesen sind, und wir fühlen uns sogar gedrängt, ihnen zu helfen, und Spenden von Menschen an andere, denen sie niemals begegnen werden, werden immer häufiger. Die Ausweitung unseres Blickwinkels auf Menschen, in die wir uns einfühlen, zeigt, dass wir in einem kulturell und ökonomisch ständig größer werdenden „Großen Hier“ leben, in dem wir nicht mehr fähig sind, die Tür zu verschließen und zu behaupten, dass die Welt außerhalb liegt.

Im „Langen Jetzt“ leben wir allerdings noch nicht, denn unser Mitgefühl erstreckt sich nicht sehr weit in die Zukunft. Wir müssen uns daran gewöhnen, an unsere Urenkel und deren Kinder als an Mitmenschen zu denken, die in der Welt leben werden, die wir unaufhörlich, wenn auch nur halb bewusst, erschaffen.

Aber können wir denn akzeptieren, dass unsere Entscheidungen so weitreichende Konsequenzen haben, und trotzdem gleichzeitig noch wagen, etwas zu tun? Zu Zeiten

der Sklaverei war es ein Zeichen von großer Glaubensstärke, darauf zu vertrauen, dass eine Lebensweise, die materiell gesehen so erfolgreich war, aufgegeben werden konnte zugunsten einer anderen, noch ganz unvorstellbaren, und trotzdem ist es geschehen. Wir müssen jetzt eine ähnlich kreative Vorstellungskraft entwickeln.

Da diese Anwendung unserer Vorstellungskraft sich auf die Zeit bezieht, ist die Jahrtausendwende ein guter Moment, dies zu tun: Können wir jetzt damit beginnen, uns als zeitgebundene Wesen zu verstehen, als Teil des herrlichen Phänomens Leben? Können wir uns von der Aussicht, dass wir zur Zukunft beitragen, inspirieren lassen? Können wir uns dazu bringen, zu denken, dass wir den Nachkommen tatsächlich etwas schuldig sind, ähnlich wie die Menschen im 19. Jahrhundert sich dazu brachten, für die damals übliche Sklaverei Scham zu entwickeln? Können wir unser Mitgefühl über unser eigenes Leben hinaus ausdehnen?

Ich denke, das ist möglich. Wir Menschen sind durch einen einzigartigen Trick fähig, Wirklichkeiten zu erschaffen, indem wir sie uns erst vorstellen und in der Vorstellung ausprobieren. Als Martin Luther King sagte: „Ich habe einen Traum ...“, lud er damit andere ein, mit ihm zu träumen. Wenn ein Traum auf diese Weise mitgeteilt wird, wird die Wirklichkeit an ihm gemessen und verändert. Sobald wir die Möglichkeit einer wünschenswerteren Welt spüren, fangen wir an, uns anders zu benehmen, so als würde diese Welt bereits existieren und als lebten wir schon in ihr. Der Traum wird zu einer unsichtbaren Kraft, die uns vorwärtszieht, und dadurch wird er wahr. Vorstellungen haben eine starke Tendenz, sich zu verwirklichen ...

Dieser imaginative Prozess kann durch Künstler oder Designer angestoßen und genährt werden, denn seit Anfang des 20. Jahrhunderts haben sie sich wegbewegt von der Idee von Kunst als etwas Perfektem, Vollendetem und Unveränderlichem hin zum Kunstwerk als Prozess oder als Anfang eines Prozesses – das heißt: als etwas, was sich in der Zeit bewegt und niemals fertig wird. Manchmal ist das offensichtlich, wie bei Walter de Marias „Lichtfeld“, einem riesigen Metallgitter, das Blitze anzieht. Manche Musikstücke haben keine feste Form, sondern verändern sich unendlich oft in der Zeit. Viele meiner eigenen Kompositionen und auch Jem Finers Artangel-Installation „Longplayer“ sind so. Kunstwerke werden immer mehr als „Samen“ für Prozesse angesehen, die den tätigen Geist eines Betrachters oder einer ganzen Kultur benötigen, um sich mit der Zeit zu entwickeln. Kulturschaffende sehen sich immer häufiger als Menschen, die etwas beginnen, aber nicht selbst zu einem Ende bringen.

Und was in der Kunst möglich ist, das wird im Leben denkbar. Wir sehen unser neues Selbst erst als eine Vision. Durch sie können wir spüren, wie es wäre, eine andere Art Mensch mit anderen Werten zu sein. Wir erproben neue Gefühle, Wahrnehmungen und Denkweisen über unsere Welt und ihre Zukunft.

Danny Hillis' „Uhr des Langen Jetzt“ wurde entworfen um einen solchen Prozess anzustoßen. Angesichts ihrer erscheint es eine kühne Behauptung, dass man eine Uhr entwerfen könnte, die die nächsten 10 000 Jahre überdauert und noch funktioniert. Aber es ist schon wertvoll, sich das nur vorzustellen. Dadurch setzt man „Zeit“ und

„Zukunft“ auf die Tagesordnung und regt an, darüber nachzudenken. So wie Stewart Brant, mein Kollege in der „Long Now Foundation“ gesagt hat: „Wenn solch eine Uhr ausreichend eindrucksvoll und gut entworfen ist, verkörpert sie die „Tiefenzeit“. Sie könnte Einfluss auf den Betrachter nehmen, es könnte interessant werden, über sie nachzudenken, und sie könnte zu einer Ikone im öffentlichen Diskurs werden. Idealerweise würde sie für die Zeit bewirken, was die Weltraumfotografien von der Erde für das Umweltbewusstsein bewirkt haben. Solche Ikonen regen Menschen zum Umdenken an.

Das 20. Jahrhundert hat eine große Menge von Ikonen hervorgebracht, wie etwa Muhammad Ali oder Madonna, die unsere Versuche, „uns selbst neu zu erfinden“, inspiriert haben. Es hat aber auch Ikonen unserer rücksichtslosen Zerstörungskraft geschaffen, wie den Wolkenpilz und Auschwitz, und Ikonen unseres Mitgefühls, wie das Rote Kreuz.

Im 21. Jahrhundert werden wir noch viel dringender Ikonen brauchen. Unsere Gespräche über Zeit und Zukunft müssen notwenigerweise global stattfinden, deshalb ist es notwendig, durch Vorstellungen inspiriert und gestärkt zu werden, die sprach- und länderübergreifend sind. Da die Kulturschaffenden damit begonnen haben, die Zeit, den Wandel und die Kontinuität als Themen zu wählen, werden sie damit ein neues und sehr wichtiges Gespräch anstoßen.

Dieser Aufsatz wurde ursprünglich durch The Long Now Foundation herausgegeben:
<http://www.longnow.org/>

Brian Peter George St. John le Baptiste de la Salle Eno (geboren am 15. Mai 1948), ist ein britischer Musiker, Musikproduzent, Musiktheoretiker und bildender Künstler. Er gilt als Innovator in vielen Bereichen der Musik. (Wikipedia)

Übersetzung Eva Madelung



Brian Peter
George St. John le Baptiste
de la Salle Eno